

Ulrich Greiner

# Aber den lieben Gott spielt keiner

Spuren der Religion in der säkularen  
Kultur – Glossen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

COMMUNIO-Edition

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026  
Hermann-Herder-Straße 4, D-79104 Freiburg im Breisgau  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)  
[produktsicherheit@herder.de](mailto:produktsicherheit@herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder  
Satz: ZeroSoft SRL, Timisoara  
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-02662-1  
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84228-3

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort von <i>Thomas Hürlimann</i>	9
„Aber den lieben Gott spielt keiner ...“. Grillparzers Erzählung <i>Der arme Spielmann</i>	11
„Der einzige Christus, den wir verdienen“. Albert Camus’ Erzählung <i>Der Fremde</i>	14
Die Trump Show. Was ein Filmklassiker über gegenwärtige Politiker verrät	17
„Glaubst du an Gott?“. Péter Nádas’ frühe Abrechnung mit dem Kommunismus	20
Die List des Bruders Lustig. Die Märchen und das Jenseits	23
Unvergesslich schöne Bilder. Warum <i>Dead Man</i> einer meiner Lieblingsfilme ist	26
Die Macht des Entweder–Oder. Andreas Maier auf den Spuren des Teufels	29
Vergessene Autoren. Darum erlebte der katholische Roman nur eine kurze Blütezeit	32
„Und um uns ward’s Elysium!“. Klopstocks literarisches Echo auf eine biblische Wundertat	35
Zeichen und Wunder. Erinnerung an den großen Maler Werner Tübke	38
Mitarbeiter der Auferstehung. Was uns ein kirgisischer Roman über das Reich Gottes zeigen kann	41
Parzival und die rettende Frage. Was ein mittelalterlicher Roman über die Nächstenliebe erzählt	44

Unser Bild von den Engeln. Himmlische Helfer oder furchteinflößende Boten?	47
Heiliges Theater. Religion ist nicht nur Innerlichkeit	50
„Dienstverweigerung“. Robert Musil über den Selbstmord	53
Wie in einem Spiegel. Ingmar Bergman und die Frage nach Gott	56
Keineswegs leichtgläubig. Kurt Tucholsky und Franz Werfel in Lourdes	59
Palmströms Taschentuch. Schönheit – bei den einen löst sie Ehrfurcht aus, bei den anderen Hass	62
Erschreckend aktuell. Graham Greenes Roman <i>Die Kraft und die Herrlichkeit</i>	65
Wie heißt das Zauberwort? Über Musikerlebnisse, die das Unendliche ahnen lassen	68
Ahab, der Amerikaner. <i>Moby-Dick</i> – Mythos der Selbstermächtigung	71
Nach innen geht der Weg. Von Nelio Biedermanns <i>Lázár</i> zu Vilhelm Hammershøys stillen Räumen	74
„Weil ich glauben will“. Wiederentdeckt: ein Roman von Soma Morgenstern	77
Woher kommt das Böse? Was eine Novelle von Henry James mit dem Vaterunser verbindet	80
„Die Glocke kommt gewackelt“. Über den Sinn des Glockenläutens	83
Die Kunst und ihre blinden Betrachter. George Steiners <i>Von realer Gegenwart</i> wiedergelesen	86
Verkörperung des Göttlichen. Gotische Kathedralen sind Monumente des christlichen Abendlandes	88

Krieg spielen. Ulrich Schachts Novelle <i>Grimsey</i> und die Frage, wie man Frieden lernt	91
Die Cherubim verschwinden im grauen Himmel. Karl Ove Knausgård erzählt die Genesis neu	94
„Beuget die Knie!“. Von der wahren Bedeutung einer alten Geste	97
„Nun gut, wer bist du denn?“ Über den teuflisch guten Film <i>Der Meister und Margarita</i>	100
Rache oder Gnade. Christliches und Heidnisches in unserer Kultur	103
Judas und die Auferstehung. Bei Amos Oz wird der vermeintliche Verräter zum treuesten Jünger	106
„... denn: wir sind Sünder!“ Erinnerung an Stefan Andres und seine Novelle <i>Wir sind Utopia</i>	109
Verrat? Von Renegaten und Konvertiten	112
Die Toten sind unter uns. Henry James und die Geister der Vergangenheit	115
Die Heilige, die nicht getauft werden wollte. Simone Weil und der Pazifismus	118
Sünde überall. Was fehlt, wenn Gott fehlt	121
Manchmal wäre ein bisschen Ruhe ganz schön. Die Orgel und der Gottesdienst	124
„So komm, daß wir das Offene schauen ...“. Eine Nachbetrachtung zu Ulrich Greiners Glossen von Jan-Heiner Tück	127



## VORWORT

Ulrich Greiners Glossen sind „unzeitgemäße Betrachtungen“. In einer Welt, die über sich keinen Himmel mehr hat, nur noch das Klima, forscht Greiner nach metaphysischen Restbeständen und entdeckt sie in Büchern, in Filmen, im Alltag und vor allem in der Musik. „Musikerlebnisse“, so Greiner, „lassen das Unendliche ahnen.“ Der Autor schildert, wie ihm bei einem Chor-Konzert die Tränen kommen und er, ein rationaler Geist, am eigenen Leib die Erschütterung durch das Erhabene erfährt: die Transzendenz. Warum geschieht das nicht öfter? Greiner bedauert mit Hans Urs von Balthasar, dass es uns nicht nur am Wahren und Guten, sondern am *pulchrum* mangelt, am Schönen. Darin ist er sich einig mit George Steiner, der sagt: „Es gibt ästhetisches Schaffen, weil es die Schöpfung gibt“. Jedes Kunstwerk, so Steiner, weise über sich hinaus; Greiner: „Es ist transzendental, es bezieht sich auf Gott.“ Klar, in der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation ist das ein fremdes Wort, die Kirchen sind zu Museen geworden, der sakrale Raum wird nicht mehr erlebt. „Die Terroristen, die den Kölner Dom attackieren“, meint Greiner wehmütig, „haben von seiner Bedeutung mehr verstanden als die Verächter alles Religiösen.“ Das Pulchrum entschwindet aus der Philosophie, aus der Literatur, aus dem Alltag und aus den Kirchen. Die Leere, die Nietzsche als Nihil bezeichnet, macht sich überall breit, auch in den sakralen Räumen, wo Greiner die Stille vermisst, das vom Gebet getragene Schweigen, aus dem sich das Numinosum offenbaren kann.

Gibt es eine katholische Literatur, stellt der Autor in einer Glosse die Frage, die eine solche Erfahrung zu stiften vermag? Es gab sie zumindest, bilanziert er, etwa bei Gertrud von le Fort, bei Bergengruen oder in Werfels *Lied der Bernadette*. Und natürlich gibt es den großen theologischen Roman. Greiner zählt Graham Greenes *Die Macht und die Herrlichkeit*, *Der Meister und Margerita* von Michail Bulgakow und Herman Melvilles *Moby-Dick* dazu.

In *Moby-Dick* läuft die Suche nach dem weißen Wal aus dem Ruder, Walfänger-Kapitän Ahab erhebt sich zu einem Gott und wird zum Teufel.

Greiner findet das Religiöse auf seinen Gängen durch die Welt, durch seine Erinnerungen, durch seine Bibliothek, und oft spürt er es dort auf, wo man es nicht vermutet hätte, etwa in Ingmar Bergmans Skandalfilm „Das Schweigen“. Der Film handelt in Schwarzweißbildern von der verzweiferten Liebe zweier Frauen, die durch ein sommerheiβes, vom Krieg versehrtes Balkanland reisen, und das Skandalon, deutet Greiner an, besteht für uns Heutige nicht mehr in den erotischen Szenen, sondern in der theologischen Aussage. Bergman, ein Pastorensohn wie Nietzsche, evoziert aus dem Nihil die Abwesenheit Gottes, er spiegelt ihn in der Negation, er lässt ihn im Schweigen sprechen.

Ulrich Greiners Ein- und Aussichten hingegen werden diskret vorgebracht. Er schwebt wie ein soignierter, weise gewordener Engel durch Vergangenheit und Gegenwart, durch die Kunst und die Gesellschaft, und so verwundert es nicht, dass bei ihm mehrere Engel auftreten, aber auch Teufel, etwa in einer Novelle von Henry James, der das Böse hinter harmlos und nett blickenden Kindergesichtern verbirgt. So belegen diese Glossen, dass das Metaphysische noch längst nicht verschwunden ist. Es sind neununddreißig kleine, klug gedachte Räume, die uns vor den Götzengewittern unserer Zeit beschützen und beschirmen.

Thomas Hürlimann

## „ABER DEN LIEBEN GOTT SPIELT KEINER ...“

Grillparzers Erzählung *Der arme Spielmann*

In dem ARD-Film „Bach – Ein Weihnachtswunder“ (2024) geht es auch um einen Streit zwischen Bach und seinem Leipziger Dienstherrn. Der erhebt den Vorwurf, das gerade entstehende Weihnachtsoratorium sei zu opernhaft und lenke vom Eigentlichen ab, nämlich von Gott. Bach verteidigt sich: Das Ziel seiner Musik bestehe einzig darin, die Gläubigen zu Gott hinzuführen.

Die Frage, die mir in den Sinn kam: Wie müsste eine Musik beschaffen sein, die zu Gott hinführt? Und ich erinnerte mich an die wunderbare Erzählung *Der arme Spielmann*, die ich vor Jahren gelesen und die mich tief beeindruckt hatte. 1848 war sie erstmals erschienen. Sie stammt von dem österreichischen Schriftsteller Franz Grillparzer.

Held der Geschichte ist ein älterer armer Stehgeiger, der bei Volksfesten am Wegesrand ziemlich erfolglos aufspielt. Der Erzähler macht seine Bekanntschaft, sie kommen miteinander ins Gespräch, und der Spielmann sagt über seine Kollegen: „Sie spielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebastian Bach, aber den lieben Gott spielt keiner.“

Der seltsame Satz ist mir im Gedächtnis geblieben. Klingt er nicht so, als ob er in dem Leipziger Streit rückblickend Partei ergreife? Als hätte ein Geiger, der lediglich Mozart oder Bach spiele, das eigentliche Ziel des Musizierens verfehlt? Und wenn es stimmt, dass der arme Spielmann wirklich den „lieben Gott spielt“, wie hört sich das an?

Grillparzers Geschichte nimmt mehrere Wendungen. Die erste besteht darin, dass der Erzähler auf den armen Spielmann vor allem dadurch aufmerksam wird, dass dieser offenkundig überhaupt nicht spielen kann, sich aber dennoch unverdrossen darum

bemüht. Der Erzähler wundert sich über „so viel Kunsteifer bei so viel Unbeholfenheit“.

Zugleich fällt ihm auf, dass der Mann einen ehemals wertvollen, nun aber abgetragenen Anzug trägt. Auch seine Diktion lässt auf einen gebildeten Menschen schließen. Im Gespräch stellt sich heraus, dass der Spielmann aus einer angesehenen Wiener Familie stammt. Im Gegensatz zu seinen beiden Brüdern ist es ihm nie gelungen, das Wohlwollen oder gar die Liebe des Vaters zu erlangen, weil alle Versuche, ihm eine bürgerliche Karriere zu eröffnen, an seiner Untüchtigkeit gescheitert sind.

Was den Mann hingegen vor seinen Mitmenschen auszeichnet, sind seine Herzengüte und seine Frömmigkeit. Er verliebt sich in die Tochter eines kleinbürgerlichen Ladenbesitzers, weil sie so schön singen kann. Ein bestimmtes Lied, das sie manchmal anstimmt, rührt ihn zu Tränen. Das Mädchen mag den Mann, weil er so freundlich, so liebenswürdig ist und nie auf seinen Vorteil bedacht. Doch zugleich ist sie lebensstüchtig genug, um an ihre Zukunft zu denken. Als sie erfährt, dass er das kleine, von dem plötzlich verstorbenen Vater geerbte Vermögen an einen Schurken verloren hat, heiratet sie einen Fleischer-  
gesellen.

Das Bild des Stehgeigers, das Grillparzer hier entwirft, spielt auf die Seligpreisungen Jesu an. Der Mann hat ein reines Herz, er hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, er ist arm vor Gott, er ist barmherzig, seiner ist das Himmelreich. Zu allem, was Erfolg verspricht, ist er untüchtig. Er ist einfach ein guter Mensch. Allein, in der Welt, die ihn umgibt (sie ist der unsrigen durchaus ähnlich), kann er damit nicht bestehen. Er weiß das, und er tröstet sich mit dem Gedanken, dass wir am Ende unserer Tage „nach unsern Absichten gerichtet werden und nicht nach unsern Werken“.

Der arme Spielmann sehnt sich nach der „ewigen Wohltat und Gnade des Tons und des Klangs“, und wenn er auf seiner Geige spielt, beschreibt der Erzähler das so: „Ein leiser, aber bestimmt gegriffener Ton schwoll bis zur Heftigkeit, senkte sich, verklang, um gleich darauf bis zum lautesten Gellen emporzu-

steigen, und zwar immer derselbe Ton mit einer Art genußreichem Daraufberuhen wiederholt.“

Es ist, als suche der Spielmann den einzigen und wahren Ton, jenen entscheidenden Ton, der zu Gott hinführt. Wenn er ihn bislang nicht gefunden hat, so macht das nichts. Was zählt, ist die Absicht, nicht das Ergebnis. Ich fragte mich: Was hätte Bach dazu gesagt? Vermutlich, dass Gott zwischen Könnerschaft und Dilettantismus zu unterscheiden wisse. Das kann sein, doch woher wissen wir das?

Franz Grillparzer wurde 1791 in Wien geboren und starb dort 1872. Er war so etwas wie der österreichische Nationaldichter und hatte mit Dramen wie *Sappho* (1818) oder *König Ottokars Glück und Ende* (1825), *Ein treuer Diener seines Herrn* (1828) oder *Ein Bruderzwist in Habsburg* (1848) Erfolge sowohl in Wien als auch auf deutschen Bühnen. Heute, nach rund zweihundert Jahren, haben ihn das Theater und der Literaturbetrieb nahezu vergessen. Das spricht aber gegen diese und nicht gegen Grillparzer.

